

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badischer Beobachter. 1863-1935 1924

50 (24.2.1924) 1. und 2. Blatt

Badischer Beobachter



Verlagspreis (einzelnd): 1.- 15. Februar durch Träger 1.30 Mt. (bei der Abholstelle 1. Karlsruher 1.25 Mt.), wofür eine Anzeigennummer 10 Pfg., Sonntags 15 Pfg. Abbestellungen können nur bis zum 25. auf den Monatsbeginn erfolgen. Anzeigenpreis: 1. Spalte, 1 mm hoch, 8 Pfg., im Restlichen 25 Pfg. Anzeigen sind im Voraus zu bezahlen. Der Abbestellungs-Zettel, welcher bei dem Besteller zu erhalten ist, ist im Voraus zu bezahlen. Der Abbestellungs-Zettel, welcher bei dem Besteller zu erhalten ist, ist im Voraus zu bezahlen. Der Abbestellungs-Zettel, welcher bei dem Besteller zu erhalten ist, ist im Voraus zu bezahlen.

62. Jahrgang Karlsruhe, Sonntag, den 24. Februar 1924 1. Blatt Nummer 50

Man merkt die Absicht . . .

Vor Jahren passierte uns einmal folgendes: Bei einem Spaziergang über den Schlossplatz in Karlsruhe beobachteten wir Kinder, die an einem der großen Wasserbassins herumspielten. Plötzlich ein Schrei, und ein kleiner Bursche lag im tiefen Wasser und zappelte wie ein Maifischer, ohne sich aber herausziehen zu können. Selbstverständlich beteiligte ich mich mit andern bei den Rettungsarbeiten, die freilich einfach genug waren. Aber als wir den Burschen patfamäßig wieder auf trockenen Boden gestellt hatten, sprang ein Schnauzerhund herbei, der bemerkt hatte, daß hier etwas besonderes los sei, und bellte uns heftig an, da er wohl annahm, wir hätten mit dem kleinen Kerl irgend welche Schändelgeschäfte. Wer etwas Verständnis für Hundephysiologie hat, wird die Situation ähnlich gelungen finden, wie wir damals, aber lästig war das Gefläß doch.

An diese kleine Episode wurden wir erinnert bei der Lektüre eines Artikels „Das badische Links-Zentrum“ des Herrn General von Christmar in Freiburg in der Zeitschrift „Mitte“ vom 20. Februar. D. h. eigentlich handelt es sich nicht um einen Artikel des Herrn General, sondern um einen Brief „eines katholischen Geistlichen Herrn“, den der Herr General veröffentlicht. Der Brief ist ihm wohl zu dem Zweck geschrieben worden, damit nicht er, der Herr General, alle Artikel gegen das Zentrum selber schreiben muß, sondern wie in den guten alten national-liberalen Kulturkampferzeiten darauf hinweisen kann, auch katholische Geistliche seien mit dem Zentrum nicht zufrieden. Herr General geben Sie sich keine Mühe — die Kulturkampferische Bad. Landeszeitung, und die „Mitte“, und andere liberale Blätter haben sogar in der schlimmsten Zeit des Kulturkampfs nach und nach Artikel aus geistlichen Federn gedruckt, die nicht weniger unmaß und verläumdend geschrieben waren, als der Brief, den Sie veröffentlicht haben und es hat doch nichts genützt: der Nationalliberalismus ist heute trotzdem eine zu Grab gestiegene Größe. Auch den Deutschnationalen, die heute bis zu einem gewissen Grad neben der oft wunden Feindschaft gegen das Zentrum das kulturkampferische Erbe des Nationalliberalismus angetreten haben, werden geistliche Federn, die sich in ihrem Dienst stellen, nichts nützen. Besonders dann tritt, wenn die unmaßliche Absicht so klar hervortritt, wie in diesem Fall.

Fragen wir doch einmal: was kann denn überhaupt einem katholischen Geistlichen dazu veranlassen, sich dem Herrn General von Christmar und der deutschnationalen Presse zur Verfügung zu stellen? General von Christmar beruft sich darauf, er sei Katholik und daher kein Kulturkämpfer. Diese Logik ist zwar falsch, weil genug katholischen Kulturkämpfer waren und sind; aber es mag sein, daß er vom Kulturkampf nichts wissen will. Wäher haben aber alle, die heftige Gegner des Zentrums waren, den Kulturkampf in die Hände gearbeitet. Das tut auch General von Christmar, ob er will oder nicht. Und darum hat der Politiker General von Christmar nichts an sich, was ihn für einen katholischen Geistlichen vertrauenswürdig machen könnte; insbesondere nicht, nachdem er nun selber zugibt, daß er den Herrn Dompropst, Bräulaten Dr. Brettle wegen seiner dem Herrn General vollständig nicht zuzurechnenden Silberrpredigt beim S. Erzbischof denunziert hat, obwohl Christmar selber gar nicht in der Predigt war! Das ist ein wirklich starkes Stück. Des Generals von Christmar Namen kennen wir außerdem erst, seitdem er das Zentrum bekämpft. Als katholische Belange in Gefahr waren, haben wir nie etwas von ihm gehört. Das für uns aus der Ferne feststellbare Interesse des Generals für katholische Belange beschränkt sich auf die bei ihm erkennbare Absicht, katholische Geistliche und womöglich auch die kirchliche Autorität für deutschnationale politische Zwecke zu gewinnen. Daraus wird ihm allerdings nicht jeder einschnappen wie sein Briefschreiber. Denn auch die deutschnationale Partei an sich kann in Baden einen Geistlichen als solchen nicht anziehen. Das Wort vom „Wahl im Reich des deutschen Volkes“, das der Vorsitzende der deutschnationalen Partei in Baden einmal für die römischen deutschen Katholiken brauchte und das er noch neuerdings nicht zurücknehmen wollte, beweist alles andere eher, als daß für katholische Belange von den Deutschnationalen etwas zu hoffen ist; ganz abgesehen von den sich immer wiederholenden antikatholischen Aufregungen in deutschnationalen Blättern und den warmen Sympathien der Deutschnationalen für die Rechtsradikalen, die befamlich den Herrn Kardinal v. Faulhaber in München unvergänglich behandelt haben als selbst die Wunden der Mitternachtszeit. Wenn also ein katholischer Geistlicher für den deutschnationalen General von Christmar eingenommen ist und seine Feder — wenn auch nicht seinen Namen — zu deutschnationalen Zwecken zur Verfügung stellt, dann geschieht das gewiß nicht aus irgend welchen religiösen Gründen, sondern aus rein politischen. Der Geistliche gehört dann eben zu jenen Katholiken, die sich zu den Deutschnationalen schlagen, nicht weil das Zentrum die religiösen Interessen nicht genügend wahrt, sondern trotzdem die Deutschnationalen vielfach katholikenfeindlich sind und in keiner Weise dafür eine Gewähr bieten, daß die religiösen Belange, soweit sie das politische Gebiet berühren, bei ihnen gut aufgehoben sind. Das war bei

Deutsche Pfalz — Gott erhalt's!

Die Pfalz in Not! Wir kennen den Ruf. Seit Jahren lesen wir ihn in den Zeitungen, zuerst Drangsal durch die französische Besatzung, insbesondere durch die farbigen Soldaten; dann Ende des letzten und in dieses Jahr hineinziehend der Separatistenschrecken. Leiddurchbebt, umlodert von den Flammen in Birmafens, steht in unseren Tagen, unmittelbar denn je, das Bild der Pfalz vor unseren Augen; der deutschen Pfalz, der sonst so fröhlichen Pfalz! Es zieht eine gerade Linie von jenen Schreckenstagen des Krieges, den der französische Louis XIV. um der pfälzischen Erbschaft willen erfaßt hatte, in die an Leiden und Schreden so bitter reiche Gegenwart. Es geht um das Schicksal der Pfalz! Das zeigt, klarer als jede andere politische Beweisführung, das einmütige Zusammenstehen sämtlicher pfälzischer Parteien;

das zeigt, besser als jede kulturelle Ausdeutung der gemeinsame Kampf aller religiösen Richtungen und Bekenntnisse in der Pfalz, sowohl der katholischen als auch der protestantischen, gegen den von einem furchterfüllten und machthebischen französischen Militarismus gehegten und geförderten Separatismus. Die Pfälzer nehmen ihr Schicksal, das Pfälzer Schicksal, entschlossen in die kampfertrampfte Hand. Es ist aber auch ein Stück deutsches Schicksal, was sich drüben in dem von nicht ganz einer Million Menschen bewohnten, von der Natur reich gesegneten Landstrich enthüllt. Und deutsches Schicksal ist unser Schicksal. Leid und schicksalsbewußt nehmen wir am Pfälzer Tag teil und geistig und mit materiellen Gaben, denn „allen Gewalten zum Trotz sich erhalten ruft die Arme der Götter herbei!“ Also „heißt der Pfalz“!

jenen Geistlichen, die früher in nationalliberale Blätter schrieben und gegen die Zentrumspartei kämpften genau ebenso. Dem Zentrum hat das nie etwas geschadet aber der eine und andere dieser Geistlichen ist später gescheitert geworden.

Die Unschicklichkeit des Briefschreibers spricht aus dem ganzen Brief. Köstlich ist z. B., wie er zu Eingang des Briefs behauptet, das Zentrum bestimme nicht mehr, sondern sei „hilfloses Objekt von Strömungen außerhalb, denen es sich nun einmal ausgeliefert hat.“ Ein paar Zeile weiter war er schon wieder vergessen, weil er so nebenbei dem Abg. Schofer eine Bosheit jagen will und schreibt, die badische Zentrumslitung suche eine Regierung mit bürgerlicher Mehrheit zu verhindern, „um desto länger allein regieren zu können, denn mit den guten Freunden Sozialdemokraten geht das Allein herrschen leichter.“ Stärker kann man sich nicht leicht widersprechen, als es hier geschieht: das brauchen wir nicht weiter auszuführen. Nicht die Wahrheit hat hier, wie in andern Punkten, die Feder geführt, sondern die Bosheit und die Sucht, zu verächtlichen, denn es ist selbstverständlich unmaß, daß die Zentrumslitung eine Regierung mit bürgerlicher Mehrheit zu verhindern sucht. So etwas behauptet nur deutschnationale Verleumdungslust; wer die führende Zentrumspresse liest, weiß, wie unmaß es ist; wer freilich deutschnational orientiert ist, redet eben die deutschnationalen Verleumdungen des Zentrums kritisch nach. Wie sehr der Briefschreiber der deutschnationalen Denkwiese schon zum Opfer gefallen ist, erfährt man weiter daraus, daß er die Warnrufe der Zentrumspresse von einem neuen Kulturkampf von rechts, als „Mißbrauch der Religion zu politischen Geschäften“ erklärt. „Mich erkelt dieser Mißbrauch... weil ich ihn so klar erkenne.“ So ist diese Stellungnahme ist umso bemerkenswerter, weil der Briefschreiber sich über die Trennung der bayerischen Volkspartei vom Zentrum freut und behauptet, Bayern sei dadurch „der Göttern des deutschen Katholizismus“ geworden. Ja ist denn der Herr wirklich so fremd im Leben des deutschen Katholizismus insoweit seiner deutschnationalen Einstellung geworden, daß er nicht weiß, daß die lautesten Warnrufe vor dem neuen Kulturkampf gerade aus Bayern und zwar von höchster kirchlicher Seite kommen? Wie hat doch Kardinal Faulhaber laut ausgesprochen. Nr. 14 vor den katholischen Studenten in München gefragt: „Durch die Völler stuet eine falsche Welle, hervorgegangen durch den Bankrott der sozialistischen Weltanschauung. Am reinen und darum am erfolgreichsten hat sich die falsche Welle in Italien Bahn gebrochen. In Amerika erhebt sie bereits gegen die zwei Strömungen der Regionäre und der gewalttätigen kirchenfeindlichen Ku-Klux-Klan. Auch in Deutschland brach die nationale Idee hervor, in ihrem Ursprung und ersten Lauf ein reiner Dummheit, im weiteren Verlauf aber durch Weichenlässe getrieben und schließlich in den Kirchenbänken der Ku-Klux-Klan einmündend.“

von Freiburg aus an Industriepfarrer gewendet, „ob man etwas gegen den Sozialismus wagen dürfe oder nicht.“ Uns ist davon nichts bekannt, um so trauriger finden wir es, wenn ein Herr, dem so etwas vielleicht zufällig bekannt geworden ist, es benützt, und es zu politischen Zwecken in verzerrter Form vor einem politischen Publikum auszukramen, dem jede Voraussetzung zur Beurteilung solcher im Interesse der Seelgerette getroffenen Maßnahmen fehlt. Für solche gemeine Verräterei und solchen Verräter haben wir nur ein ehrlisches Pfund!

Doch es ist uns nicht möglich, all die vielen Verleumdungen und schiefen Behauptungen, die der Brief enthält, in solcher Kürze, wie es der Raum unseres Blattes verlangt, zu behandeln. Wir müssen auch ehrlich gestehen, es ekelt uns an, deutschnationale Verleumdungen zum hundertsten Male als solche nachzuweisen, weil es diesmal ein Geistlicher ist, der sich zum Ergötzen seiner politischen Freunde in der Rolle des gelehrigen Banausis gefallt. Es handelt sich für solche leichtfertigen politischen Mäher nur darum, ihre Behauptung von „badischen Links-Zentrum“ wenigstens scheinungsmäßig einer gedankenlosen Referatsarbeit plausibel zu machen. Um genauere Kenntnis der Tatsachen kümmern sie sich dabei abolut nicht, weil sie wissen, daß gewissenhafte Tatsachenprüfung ein anderes Bild ergibt, als das von ihnen nach den Methoden der Segelischen Dialektik geschaffene Trugbild. Wir werden jedoch in einem weiteren Artikel noch einige der Leichtfertigkeiten des deutschnationalen Briefschreibers und Verleumders der Zentrumspartei, der so tut, als ob er ein Pfarrer wäre, beleuchten, um so zu beweisen, mit welchem Recht er eine so „mutige“ hinterlistige Attacke gegen das Zentrum reitet.

Unsere Leser werden inzwischen erraten haben, welches der Sinn der zu Anfang erwähnten kleinen Episode ist. Die Zentrumspartei in Baden tut unter ihrer gewissenhaften Leitung ernste und erspriehliche Arbeit für die Gesamtheit und die besonderen Interessen derer, die von der gewaltigen Aufgabe der katholischen Kirche in unserer verworrenen, autoritätslosen Welt überzogen sind. Wenn sie dafür angeklagt wird von Leuten, die entweder nicht wissen, was sie tun, oder aus hinter Parteilichkeit verleumden, dann kann das der Sache des Zentrums nichts schaden, wenn auch das wahrhaftig grundlose Gefläß recht lästig werden kann.

Die Sowjetregierung bricht die Beziehungen zu Japan ab.

Tokio, 23. Febr. Der Vertreter der sowjetrussischen Nachrichtenagentur hat Befehl erhalten, Tokio unverzüglich zu verlassen. Andererseits sind die Berichterstatter der japanischen Blätter aus Moskau ausgewiesen worden und werden die Stadt sofort verlassen. Die Russen haben den japanischen Konsul in Wladimostok gebeten, mit seinem Personal nach Japan zurückzukehren.

Die Krise in der Soz. Demokratie.

Berlin, 23. Febr. Der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Hofmann hat seinen Austritt aus der Partei erklärt, da er die Kompromisse mit dem Kapitalismus nicht mehr mitmachen könne. Ebenso ist die sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Frau Eichner-Züring in die kommunistische Fraktion eingetreten.

Wirkungen des Frankensturzes.

Paris, 23. Febr. Die Lebensmittelversorgung hat trotz der vorübergehenden Besserung des Frankenkurzes geradezu unaufhaltsame Fortschritte gemacht und löst in den Kreisen der Bevölkerung, insbesondere der arbeitenden Klassen wachsende Unzufriedenheit aus. Man rechnet damit, daß allgemeine neue Lebensbedingungen aufgestellt werden und es zu stürmischen Auseinandersetzungen zwischen Arbeitern und Unternehmern kommen wird.

Paris, 23. Febr. Aus Cherbourg wird gemeldet,

daß die Hafenarbeiter in den Ausstand getreten sind und daß sie anstelle von 14 Franken eine Entlohnung von täglich 20 Franken verlangen.

Frankreich eventuell zu Konzeptionen bereit.

Paris, 23. Febr. Zwischen Poincare und dem Kriegsminister sowie dem General Deputate hat eine wichtige Besprechung stattgefunden, wobei General Deputate Bericht erstattete über eventuelle Konzeptionen die Frankreich im Ruhrgebiet unter Aufrechterhaltung der militärischen Okkupation zugeteilt könne. Die wirtschaftliche Räumung des Ruhr- und Abingebiets, schreibt Daily Mail, dürfte nicht mit einer militärischen Räumung verwechselt werden. Die Ruhr werde von den französischen und belgischen Truppen nur nach Maßgabe der deutschen Reparationszahlungen geräumt. Was den Völkerbund anbelange, so sei die französische Regierung nicht abgeneigt, sich mit der Frage der Militärkontrolle in Deutschland zu befassen, vorausgesetzt, daß ein definitiver Reparationsplan ausgearbeitet und von Deutschland angenommen werde.

Die pfälzischen Landtagswahlen verboten.

Nach in München eingetroffenen Nachrichten aus der Pfalz haben die Besatzungsbehörden es nicht zugegeben, daß die Pfalz an den Wahlen zum bayerischen Landtag teilnimmt. Diese Verweigerung der Ausübung des Wahlrechts ist ein neuer Schandstreich für die Besatzungsbehörden, denn es handelt sich ja um das natürliche und unabweisbare Recht der Pfälzer, für den neuen Landtag zu wählen, da der alte Landtag nur um wenige Wochen früher als sein natürliches Ende gewesen wäre, aus der Bremerstraße ausgezogen ist. Es wird also die Wahl am 6. April nicht in reichsweiten Werten stattfinden. Die Mandate der Pfalz werden daher bei den Wahlen bleiben, die sie bei den Wahlen 1920 erhalten haben.

Französische Militärjustiz.

(Eigener Drahtbericht.) Landau (Pfalz), 23. Febr. Das tiefsitzige französische Militärpolizeigericht hat u. a. folgende recht harte Urteile gefällt. So erhielt ein Kaufmann namens Siegel aus Frankfurt wegen unbefristetester Einreise 15 Tare Gefängnis und 300 Mk. Geldstrafe. Wegen desselben Vergehens wurden zwei weitere Personen zu drei Monaten Gefängnis und je 100 Mk. Geldstrafe, zwei andere zu je zwei Monaten Gefängnis und 500 Mk. Geldstrafe und eine Person sogar zu fünf Monaten Gefängnis und je 500 Mk. Geldstrafe verurteilt. Ein Trotzig aus Speyer, der einen Schwamm zu teuer verkauft hatte, wurde zu 1000 Mark Geldstrafe verurteilt. Zwei Händlerinnen aus Ludwigshafen wurden, weil sie Blumen öft zu teuer verkauft hatten, zu 300 Mk. Geldstrafe verurteilt.

Die heutigen Separatisten und die deutschen Freiheitskämpfer vor 130 Jahren.

Alles schon dagewesen. Auch der heutige Separatistenunfug hat einen Vorgang. Man lese die „revolutionäre Propaganda am Oberrhein im Jahre 1793“ von Karl Döber (Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins Neue Folge B. 24 (1909) S. 199 ff. und man wird manche verblüffende Ähnlichkeit zwischen den heutigen und den damaligen Zuständen und Bestrebungen finden. Damals hatte die französische Revolution mit ihren bekannnten Schlagworten die Köpfe verblüfft, und so viele träumten von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, es entstanden wie ein Oberrhein französischfeindliche Bestrebungen, die von Frankreichs Regierung und Militär eifrig unterdrückt wurden, ganz wie heute. „Zahlreiche Emigranten, meist Juden, durchstreiften das Land. Gesellschaften der Freiheit wurden gegründet und predigten dem Volk in der Tagespresse wie in Flugblättern die neue Lehre. Republikanische Bruderverbände wurden gegründet und die „Freiheitsbäume“ gepflanzt. „Zwischen“, „Münchener“ waren die Schlagworte. Einer der Wortführer der vom französischen Oberkommandierenden Augereau unterstützten Bewegung war Georg Friedrich Neumann in seiner Heilschrift Die Weibel. Er war auch einer derjenigen, der am frühesten erwidert und zu der Einsicht bekehrte ward, daß ein deutsches Rheinland von Frankreich nichts Erpriehliches zu erwarten habe. Er gesteht ein, daß Frankreich lediglich aus Egoismus sein Spiel mit ihnen antrieben und rufft voll Bitterkeit und Enttäuschung: „Geht euch nicht unter die Hornumstände der Franken. Abt ihnen nicht Klavich nach! Wählet nicht ihre Mittel. Glaubt nicht, daß es ihnen um wahre Anstrengung des Reichs der Gesehe, der Freiheit zu tun sei. Ihre Herrschaft, ihre Gewalt, das ist es, was sie durch euch befördern, wozu sie euch als Mittel brauchen wollen. Sie werden euch zum dritten Mal verkaufen.“ So sprach der erfahrene Freiheitskämpfer zu seinen Gelinnungsgenossen. Es kam der Massaker Konzeption, der noch nicht aufgekärte Glandemord, zwei Jahre später der Frieden von Lunenville, der das linke Rheinufer zeitweilig an Frankreich brachte. Frankreichs Macht wuchs mit dem Niedergange Deutschlands.

Die päpstliche Garde im Vatikan.

Wer auf seiner Wallfahrt zum Heiligen Stuhl nach Rom, nachdem er die merkwürdige Stadt durchwandert hat, endlich vor dem Bronzetor des Vatikans steht und vor ihm sich das Labyrinth der Paläste, Höfe und Säle aufstaut, das fast eine eigene Stadt umschließt, der wird erstaunt sein, wenn er an diesen heiligen kirchlichen Stätten militärische Uniformen erblickt. Dabei steigert noch die Tatsache sein Verwundern, daß idembar Vertreter der verschiedensten Waffengattungen sich dem erkaunten Auge zeigen, und die Frage wird sich ihm aufdrängen, wie groß die militärische Garde des Papstes überhaupt ist, aus welchen Ständen sie sich rekrutiert, und welche Funktionen die einzelnen derselben auszuüben haben.

Bis zum Jahre 1870 unterhielt der Papst ein eigenes Heer. Nachher durch das Gesetz der „Garantierung“ (Art. 3) wurde ihm das Recht ausgenommen, eine Leibgarde für die heiligen Paläste und zu seinem persönlichen Schutz zu unterhalten. In diese Aufgabe teilten sich verschiedene Korps: die „Guardia nobile“, die „Guardia Svizzera“, die „Guardia palatina“ und die „Gendarmen“. Außerdem existiert noch ein 5. Korps „Feuergarde“, die dem Begriff der modernen Feuerwehr entspricht und aus etwa zehn Mann unter dem Befehl eines „Maresciallo“ steht.

Die Guardia Nobile

wurde am 11. Mai 1801 unter Papst Pius VII. gebildet. Sie wird von dem gesamten Adel gestellt. Bis zum Jahre 1798 bestand an ihrer Stelle die „Sance Spezzaban Cavalleggeri“, die sich ebenfalls aus Adakten aus den abliehen Familien des päpstlichen Staates zusammensetzte. Papst Benediktus XV. (Della Ghiaia) bildete infolgedessen die „Guardia Nobile“ um, als er diese ehrenamtliche, nicht bezahlte Garde aus allen Gegenden Italiens zusammenstellte. Diese Garde tut dann nur bei großen Festlichkeiten Dienst. Bis zum Jahre 1870 war sie außerhalb des Vatikans, in der Sferone im „Palazzo della Consulta“ untergebracht. Nach 1870 wurde sie in den vatikanischen Palästen einquartiert. Papst Benediktus XV. stellte zu diesem Zwecke den rechten Flügel vom Belvedere zur Verfügung. Die Räume wurden mit allen Bequemlichkeiten ausgestattet, und durch Papst Pius XI. unter großen Festlichkeiten einweihet. In der Spitze dieser Garde steht ein kommandierender Hauptmann, ungefähr im Range eines General-Lieutenants, der vom Papst selbst erwählt wird und natürlich aus der erlen römischen Adelsfamilie stammt. Er trägt auch den höchsten Orden, den der päpstliche Stuhl zu vergeben hat, den Christus-Orden. Augenblicklich ist der Prinz Don Giuseppe Adobrandini der Hauptmann der „Guardia Nobile“, sein Vorgänger war der Prinz Alfieri, der dem Prinzen Camillo Ospialioni folgte. Dem Kommandanten am nächsten folgt der Fahnenträger, Vessillifero Creditario di S. M. Chiesa, der ebenfalls im Range eines General-Lieutenants steht. Zur Rechten ist es der Marquis Batrizio Patria. Dann folgen dem Range nach 2 „Brigadieri generali“, 9 „Fanti“ (Oberst), 9 „Capetani“ (Oberleutnant), 9 „Guardie effettive“ (Hauptmann) und 40 „Guardie“, die ungefähr unsern Oberleutnantsrang entsprechen.

Als tägliche Dienstuniform trägt die „Guardia Nobile“ einen Rock aus dunkelblauem Tuch, blaue Hosen mit schwarzen Seitenteilen. In besonderen Gelegenheiten wird Galauniform angesetzt, die aus einer roten Tuchjacke, weißen Reiterbockshosen, hohen Lackstiefeln und einem Helm mit Hirschweisz besteht.

Die „Guardia Svizzera“ (Schweizer Garde)

kann man schon sehen, ehe man das Bronzetor durchschritten hat, wenn man von den Bernini Kolonnaden aus den Korridor entlanggeht, der zur „Scala Regia“ führt, oder wenn man zum anderen Tor des Vatikans gegenüber der alten Münze auf der Via della Fondamenta wandert. Seit Papst

Sixtus IV. hat der päpstliche Staat Schweizer für diese Garde angeworben. Papst Julius II. (Della Rovere) hat im Jahre 1505 diese „Guardia Svizzera“ dann auf 200 Mann erhöht.

Diese Schweizer Garde hat in der Geschichte verschiedentlich ihre Träne dem Papst bewiesen. Als im Jahre 1527 unter Clemens VII. (Medici) die bourbonischen Truppen Rom plünderten (Sacco di Roma) und sie endlich auch den Vatikan stürmen wollten, verteidigte die Schweizer Garde tapfer den Vatikan. Aber sie mußte schließlich doch der Uebermacht weichen und fanden alle 200 Mann den Tod. Inzwischen hatte aber der Papst und sein Gefolge Zeit genug gehabt, durch den jetzt noch bestehenden unterirdischen Gana, der den Vatikan mit dem „Castel Sant'Angelo“ verbindet, zu fliehen. Zum Andenken an diesen ruhmvollen Untergang der 200 Schweizer Gardisten des Papstes findet am 6. Mai jedes Jahres eine Feier im Vatikan statt. Die Schweizer Garde nimmt dann im Hof Belvedere in den Galauniformen und den Banzern, die den tapferen Verteidigern des Vatikans gehörten, Aufstellung, und es erfolgt die feierliche Vereidigung der Rekruten.

Heute besteht die Schweizer Garde nur noch aus ungefähr 90 Mann und einem Generalstab, der sich aus 1 Kommandanten und 5 Offizieren zusammensetzt. Die Militäred dieser Garde stammen aus schweizer Kantonen. Der jetzige Kommandant ist Oberst Luis Giribilli, der dem Obersten Repond folgte, der f. St. unter Papst Ben-dikt XV. wegen der bekannten Unstimmigkeiten zurücktrat.

Die „Guardia Palatina d'Onore

wurde unter Papst Pius IX. im Jahre 1850 gegründet. Sie hat den Ehrendienst im Vorzimmer zum Papst, bei den Paraden und in „San Pietro“, wenn der Papst gelebrt. Sie setzt sich aus Mitgliedern der arbeitenden Klasse vom „Trattore“ zusammen und besteht aus 300 Mann, die eine vorzügliche Musikfahne haben, die bei den Besuchen von Königen oder anderen hohen Persönlichkeiten im San Damaso Hof spielt. Den Vatikan verläßt diese Garde nur als Beileitung religiöser Prozessionen. Sie geht dann in Zivil, nur mit einem Hut mit dem Abzeichen dieser Garde.

Der Kommandant dieser Truppe hat den Grad eines Obersten. Ihm folgen dann dem Range nach zwei Majore, ein Adjutant, ein Ordnonanzoffizier, 2 Majore Adjutante; und ein Kaplan, der Majorsrang hat. Der jetzige Kommandant ist Comm. Edoardo Tabacchi, ein römischer Industrieller, sein Vorgänger war Graf Camillo Becci, der Risse Leo XIII.

Die Gendarmeria Pontificia

wurde im Jahre 1816 unter Papst Pius VII. unter dem Namen „Carabinieri Pontifici“ gebildet. Im Jahre 1850 wurde dieser Name geändert in „Vesiti“, um dann endgültig im Jahre 1852 unter Pius IX. in „Gendarmeria Pontificia“ umgewandelt zu werden. Sie ist ca. 100 Mann stark und dient der Sicherheit und Bewachung der heiligen Paläste. Der Kommandant dieser Truppe hat den Rang eines Majors, der Kaplan den eines Hauptmanns. Außerdem gehören zu ihr noch 4 Reutnants. Bis vor kurzem war 20 Jahre lang Kommandant Graf Paolo Ceropieri, jetzt ist Kommandant der „Gendarmeria Pontificia“ der ehemalige Major der Königlich-carabinieri, Cav. Mandato.

Die Uniform dieser Truppe erinnert stark an die Napoleonische Zeit. Die Gala-Uniformen sind sehr prunkvoll: hohe Stiefel, weiße Lederhosen, blauer Rock mit Schößen und Kolpad.

Von diesen wenigen militärischen Personen wird also derjenige Mensch umgeben, der die größte Macht auf der ganzen Welt besitzt. Doch Christus, dessen Vertreter ja der Papst auf Erden ist, hat selbst gesagt: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt!“

Dr. Tito Zinelli.

Zum Pfalz- und Rheintag!

Von Georg Gollwitzer-Ludwigshafen, M. d. L.

Wir werden als Volk nur etwas bedeuten, wenn wir über die Bande der Sprache und Kultur, über die Nützlichkeitsgestaltung der Wirtschaft hinaus den Willen zur Nation, zum Staatsganzem als ständige Neuerung der Volkskraft erkennen.

Darin liegt die geschichtliche Bedeutung und das Tröstende unserer Zeit, daß in den Grenzländern unseres Vaterlandes über die Heimatliebe hinweg das Verbundenem mit dem Staate, dem Reiche verlobt wird aus nationalem Willen und nicht nur aus Nützlichkeitsgründen.

Den Drangalen trotzend sind wir Pfälzer stolz auf die Aufgabe, die uns zu Vorkämpfern für die Erhaltung des Reiches bestellt. Der Schlüssel zur deutschen Einigung liegt in der Außenpolitik und die Pfalz ist einer ihrer wichtigsten Posten. Möchte das unbesetzte Gebiet immer daran denken, daß wir Pfälzer für seine Freiheit und Zukunft kämpfen und daß wir unseren Posten halten werden, koste es, was es wolle.

Der Pfälzer Heimatliebe und Deutsche Treue.

Von Karl Bernzolt-Landau, M. d. L.

Unsere bayerische Rheinpfalz ist uraltes deutsches Kulturland mit einer großen Geschichte von Freud und Leid. Dieses Land mit seinen herrlichen Wäldern und rebenbesetzten Hügeln, mit seinen Burgen und Sagen liebt der Pfälzer, auch der, welcher keine eigene Scholle hat und den härtesten Kampf ums Dasein führen muß. „Wann werden wir wieder heimkommen?“, so frage mich schon mancher Ausgewiesene im rechtsrheinischen Bayern, auch wenn er dort gut untergebracht war, keine Nahrungsorgen hatte. In der Pfalz weilen seine Gedanken, wo deutsche Väter und Mütter immer wieder seit Jahrhunderten ihr Deutschum verteidigen und nach schwersten Ereignissen Wiederaufbauarbeit leisten mußten. Diese ferne Heimat und ihr Haß und Gut haben so viele Beamte und mädere Männer der Arbeit verlassen müssen, weil sie nach alter Vater Art Deutsche sein und der selbst arm gewordenen Mutter Germania die Treue halten wollten.

Trotz großer Liebe zur engeren Heimat hielten sie den Blick auf Bayern und Reich gerichtet. Mit deutscher Treue deutsche Ehre wachend, brachten sie die schweren Opfer, auch kommenden Geschlechtern als leuchtende Vorbilder!

Wir, ihre Landsleute und Volksgenossen haben die zuverlässige Hoffnung, daß der Pfälzer deutsche Treue, der Geist der Volksgemeinschaft, zur Freiheit und zum Glück der Kinder und Enkel führen wird.

Pfalz-Gruß!

Von Heinrich Vierordt.

Der Morgen steigt herauf, der Ostertag! Ihr seht es an des Volks gemaltem Treiben; Die deutsche Seele frohnt wie Blumenquast; Deutsch ist die Pfalz, deutsch wird sie ewig bleiben!

Was du gebuldet, Pfalz, in schwerer Zeit, Wann keine Menschengezunge sie beschreiben; Einst kommt dein Tag; du strahlst im Feiertag — Deutsch ist die Pfalz, deutsch wird sie ewig bleiben!

Trübs und Madenburg und Auebos, Umkränzt mit Grün von Eichen und von Eiben, Sie jauchzen mit dem Rahnner Feiertagslied; Deutsch ist die Pfalz, deutsch wird sie ewig bleiben!

Ein mächt'ger Sturm durchbraust die weite Pfalz; Zum Donnerberg, daß zittern alle Schellen; Wie Märzgewitter erdhaun hallt's und schallt's; Deutsch ist die Pfalz, deutsch wird sie ewig bleiben!

Die deutsche Pfalz.

Von Reichstagsabg. Herrn Hofmann-Ludwigshafen.

Du Land voll Licht und Sonnenanz, Geschmückt mit grünem Rebenkranz An burggekrönter, blauer Stadt! Reudeutsch, o Pfalz, ist deine Art!

So zeugt der Rhein dein deutscher Strom, Voll Majestät dein Kaiserdom, Der Reichsbest's Trübsal seinem Mart, Das einst die Reichsleinoden barg.

Und jede Scholle, jeder Stein Vom Rheingau bis zum grünen Rhein Trägt deutscher Erde Weltermal, Geschützt mit deutschem Schweiz und Stah.

Seitdem aus grauer Ahnengeit Alfhir von tühner Recken Streit Walltharis Feldentlie erklang, Von Riblungentreu man sang.

Gab Sinn und Weis der Pfälzermund In deutscher Mutterzprach' nur kund, Der Pfälzer Gruf, Lieb und Gebet Selbst Gott nur richtig deutsch versteht.

Wozu dann all der müße Streit, Wenn deutsch die Pfalz war allezeit, Zu ihrem Schutz, zu ihrer Gut Geweiht mit deutschem Feldentlie?

So uralt deutsch wie Vater Rhein, So uralt deutsch wie Pfälzer Wein, Treudeutsch in Riblungentreu Wird auch die Pfalz auf ewig sein.

Deutscher Reichstag.

Berlin, 22. Februar.

Am Regierungstisch Reichstagskanzler Marg. Reichsaussenminister Dr. Stresemann und der Minister für die besetzten Gebiete Dr. Höfle Präsident Loebe eröffnet die Sitzung um 2.20 Uhr.

Dritter Tag der Pfalz-Interpellationen.

Die Besprechung der Pfalz-Interpellation und die Verbindung damit der deutsch-nationale Antrag auf Verurteilung der Hochverräter in besetzten Gebiet wird fortgesetzt.

Reichsaussenminister Dr. Stresemann nimmt sofort das Wort und erklärt, der Standpunkt der Reichsregierung in der Frage der Interpellation sei jetzt durch den Minister der besetzten Gebiete zum Ausdruck gebracht worden. Ich hätte infolgedessen als Minister für auswärtige Angelegenheiten keine Veranlassung, zu dieser Frage der Interpellation Stellung zu nehmen.

Auch die Anregung, die der Abg. Helfer gemacht worden hat, wird wohl besser im Rahmen der allgemeinen politischen Debatte rörtet werden. Er hat hingewiesen auf die Lage im Saargebiet, und seine politischen Forderungen auf Wärmung der besetzten Gebiete steht in dem Gesamtplan der Frage der deutsch-französischen Beziehungen und diese wird wohl Hauptgegenstand unserer politischen Aussprache bilden. Die Tätigkeit des Auswärtigen Amtes in der Pfalzfrage kann man nicht als eine inaktive bezeichnen. (Sehr richtig!)

Wir werden demnach ein Bericht herausgeben, in dem unsere Schritte in dieser Frage darzulegen werden. Es ist auch nicht richtig, daß wir die letzte französische Pfalznote schweigend hingenommen hätten. Auf unsere erste Beschwerde hat die französische Regierung abgelehnt, die einzelnen Punkte auch nur zu prüfen. (Sehr richtig!) Sie haben auch von vorne herein unsere künftigen Beschwerden verächtlich. In unserer Note vom 2. Januar haben wir das französische Zusammenwirken mit den Separatisten nachgewiesen. Der deutsche Hofschaffner in Paris meldet heute, daß diese Note zurückgegeben worden sei. (Sehr richtig!) Frankreich lehnt es ab, sich in innerdeutsche Angelegenheiten einzumischen. Wenn sich jedoch französische Separatisten in der Pfalz betätigen, dann wäre der separatistische Spul innerhalb 24 Stunden erledigt gewesen. (Lebhafter Zustimmung.)

Der von der französischen Propaganda in der Welt verbreitete Rebell über die Vorgänge in der Pfalz beginnt sich zu verteilen. Die Welt wird es auch verstehen, wenn die furchtbare terrorisierte Bevölkerung in der Pfalz schließlich zu einer Tat gezwungen wurde, die juristisch zu verurteilen ist, die aber vor Gott und dem göttlichen im Reichen durchaus zu verteidigen ist. (Lebhafter Beifall.) Die deutsch-französische Frage ist nicht allein auf materielle Weise zu lösen, es ist auch nicht nur eine Frage von Kohlen und Erzen, von Gold-

silberfrage der dichterischen Individualitäten begründen. Etwas anderes ist jedoch die Frage, ob nicht aus jenem verchiedenen sozialer Meinungsbereich auch Unterschiede in rein qualitativer Beziehung hervorzuheben Unterchiede, die nach faulmeisterlicher Schärfe in ziffermäßigem Abstand zu benennen wären. Diese Frage scheint mir trotz aller Unklarheiten das schlechteste endgültig Kunstwerks unbedingte h-jast werden zu müssen. Denn wieviel Sorgfalt, Liebe und Geduld der Künstler an sein Werk zu wenden vermag hängt doch mehr als wir ahnen, von sozial bedingten Stimmungen, körperlichen Zuständen, kurzum von primären Einflüssen ab, wie jede alltägliche Arbeit. Hier war es vielleicht eine Arbeit auf Bestellung, die ohne inneren Antrieb, lediglich der Aussicht auf materielle Einkünfte wegen und zur Befriedigung der haderen Existenz vertrieht wurde, dort mag es ein von allen äußeren Einflüssen losgelöstes, in freier Schaffenslust gemordenes Werk gewesen sein das in sich selbst seinen ewigen Gotteslob trägt. Die literarurgische Fähigkeit kennt genug dieser „Gelegenheits“-Dichtungen, die ja konträr dem gotischen Sinne, oft auch ihren Ursprungsstempel an der Stirne tragen.

Natürlich darf die Parallele nicht so weit gezogen werden, daß man das Unvollkommene nun umbeugen mit dem Hinweis auf die wirtschaftliche Notlage des Künstlers zu entschuldigen bereit ist. Wo hohe Verantwortung mit strenger Selbstkritik sich paart, wird eher der Reiz zugrunde gehen wollen, als daß die Kunst um Gnade winkelt. Nichtschönwetter wird man heute mehr als jemals nicht nur den scheinbaren, nach außen wirkenden Bau eines jeden Kunstwerks zu prüfen haben sondern auch nach seinen unsichtbaren Fundamenten, seiner menschlich interessierenden Untermauerung forschen müssen.

Aber schon, indem wir die Forderung erheben, bedrückt uns die Frage: Wer wird und wer soll das tun? Wieviel wükten wir dem Leben eines literarischen Werkes und wieviel wissen wir selbst später von den persönlichen Entstehungsbedingungen und Umständen? Ist es doch gerade das Reichen höchster Kunst, daß der Meister hinter und in seinem Werke verwindet und alle Sorge, Mühe und Schaffensnot in den überlieferten Schwingungen ächten herannahen Gefühls sich verhaucht.

Und somit vollzieht sich eben doch wiederum wie feilher das unerlöliche Schicksal an dem Künstler, daß er in ein Werk für oder gegen ihn geht. Alles andere ist Reflektion, menschliche Stimme im graustamen Spiel des tosmischen Zufalls.

„Musik“ und „Muse“.

Von Dr. G. A. Berger.

Jeder gesunde Mensch krank an mangelnder Muse, der kranke Mensch an deren Ueberfluß — zwei Sätze, die in ihrem einander ausschließenden Gegensatz nicht etwa nur ein Wortspiel oder neoplatonische Diagnostik sind, sondern das Ergebnis jeder kritischen Selbstbeobachtung darstellen. Nur will es eben das Verhängnis, daß diese Einsicht in einen ganz natürlichen Vorgang fast immer ohne Wirkung auf unser Verhalten, unsere Lebensweise verbleibt. Unsere Vorfälle halt n meistens nur so lange vor bis ihr Anstoß das augenblickliche Unlust-Empfinden, um die nächste Gelegenheit wegzuwischen ist.

Jeder Kulturmenschen, ja jeder Großstädter treibt Angewandtskunst mit feinen Nerven, die im Einzelnen vollauf ganz schöne Erfolge erzielt, auf die Dauer jedoch dem Bankrott seiner leidlichen und vor allem, jeilicheren Existenz zuflucht. Man mag die letztere Wirkung weniger tief betrüb n, weil seine Geschäfte sein glücklicher Diesseitswahn ihm keine Zeit lassen, über noch anderes als den großen Tagesbedarf an körperlichen Aufzählfen nachzudenken. Jeder aber, den es auch nach überkommerzieller, und nglcher Bedarfsbefriedigung verlangt, wird die Stelle zu schätzen wissen, die wie ein herzlich weit gespanntes Flügelpaar jede Stunde der Sammlung und der glücklichen Selbstbefriedigung freudvoll läßt beidaltet. Je ferner der Mensch bejaht ist und je tiefer seine Erkenntnis in den Grund aller Dinge hinabreicht, umjo an spruchstößer wird er diesem erlöhten Augenbild entgegensehen.

Man überläßt es so oft in fragwürdiger Bereitwilligkeit den Politikern den Männern der Öffentlichkeit, sich im Sturm und Drang der täglichen Kämpfe, der exponierten Stellung, des Anpralls von Red und Wosheit zu erproben n, getreu dem Ausspruch: Es bildet ein Talent sich in der Stille, ein Charakter in dem Sturm der Zeit. Wohl ist ihnen dies rüchliche Leben eine Schule der Erfahrung und der äußeren Bereicherung, aber die vorwärts führenden Gedanken und Entschlüsse reizen ihn doch nur unter der Sonne des behaglichen Ausruhens, in der Umfriedung einamer Weltabgemandsheit, wenn draußen an der umrandeten Küste ihr willensstarkes Schiff Anker gewor n hat. Nun erst zeigt es sich, wie weit die Seele den Willen und die Macht in mütterliche Arme aufzunehmen vermögen und ein neuer Gedanke, eine lebensfähige Kraft solcher Umarmung entspricht.

Die schönen patriarchalischen Zeiten, aus deren Erleben und Ahen Schiller jenes Wort von der Bildung des Talents schöpft, sind mir irlich wohl für immer dahin. Heute gibt es den wirklich schöpferischen Künstler, der nur seiner Kunst leben darf, bloß noch in besonders bevorzogenen Kationen, wie z. B. den Maler, der von jeder ein eig nmal q-unabhängiges Dasein erzieht. Der Künstler des Wortes der Dichter und Schriftsteller, steht sich einem verhängnisvollen Kompromiß zwischen Willen und Wirklichkeit ausgeliefert, und der darf sich glücklich schätzen, dem es auf der Höhe des Erfolges gelungen ist, den Widerwärtigkeiten sozialer Ungunst ladend die Stirne zu bieten.

Ein Blick rückwärts auf die einfachen Lebensumstände vor ein m und zwei Jahrhunderten macht uns den gemäßigten Unterschied zwischen den Schaffensbedingungen von damals und heute verständlich. Zeiten wie uns Goethe als heutigen Zeitgenossen, als jungen „Werkführer“, der er als Abkammerung eines vor 1914 noch qualifizierten, aber er als Mittelhändlers sein würde: er hätte kaum die geschloßen Mittelstände denn die Mittel und die Muse zu seinen für ihn als Mensch wie als Dichter ergebnisreichen Erlebnissen des Herzens und der Welt gehabt. Und seine mittleren und späten Jahre wären für ihn noch mehr als es der Fall war zwischen dem praktischen Leben, der Dast und Verantwortung des weltlichen Berufes und dem dichterischen Schaffenszwang zerrieben worden.

Mit dem Einwurf des selbstgefälligen Philisters ist es natürlich nicht der da meint, daß die frühere „Weltfremdheit“ des Künstlers jetzt einer nützlichen Kenntnis des wahren, gar nicht toleranten Lebens gemieden sei. Sofern jene stilen Veshden, und Literaten, wie sie als Kassechausreiber in unangenehmer Er nuerung leben, gemeint sind, mag der Jmang zur produktiven sozial-nützlichen Arbeit eine heilvolle Idee gemeint sein; daß aber dadurch zugleich auch die herrliche Freiheit unendlichen Schaffens des echten Künstlers von den Schlagbäumen Schaffens unglücklichen Zeit eingeeignet wurde, ist tief zu bedauern. Denn nun wird es nur noch dem reichen Enob, dessen Erzeuger beizetten für diese Arbeitigkeit gelohnt hat, möglich sein jene freie Lust forjolgen Schaffens zu atmospähren in ausgereistem Mäßigkeit die Schweißtropfen je noch schwer arbeitenden Girms als die runde, schenbare mühelose Leistung zu vergleichen, die jener von Sorgen umhüllte begnadete Künstler in spärlichen freundlichen Stunden zu verfertigen hat.

Trübe Ausichten eröffnen sich und lasten bereits mit der ganzen dumpfen Gemütschwere auf der Arbeit des frei schaffenden Schriftstellers. Nicht jedem ist es gegeben, sein Wesen, sein persönliches unabhängmveries und oft geradezu einmaliges Können den Forderungen des Zeitungsjalles anzupassen, sei es, daß er seine dichterische Erdenschwere nicht wie einen Gummiball zwischen den Zeilen eines flotten Feuilletons hin und her jonglieren kann sei es, daß er die Meinung, als würdige zer sich damit zum Stundenshändler zerab aus einer idealen „Berufs“-Ausfischung heraus nicht zu überwinden vermag. Sein Zustand der Verzweiflung ist nicht unähnlich jenem, der viele und gerade die besten Künstler zu Anfang des Weltkrieges ergriff hat, die da in überlebender Angst ählet die Stunde ihres unparallficherflügig geworden n Daseins gekommen sahen nach dem Wort: Inter arma filium muiae. Und in der Tat glerst ja heute der europäische Schauplatz dem der Kriegsgelut, nur daß wirksame hat militärische Kämpfe auf ihm ausgefochten werden.

Natürlich ist ja nach meinem Ermessen graufamer als die sog. Literaturgeschichte, jedenfalls ist sie ein viel fröhlicheres „Gericht“ als die Weltgeschichte. Hier stehen die kämpfenden und verzweifelnden Menden in ihrer ganzen nackten Menschlichkeit vor dem Fortschereung des Historikers, da in allen ihren Daseinsbedingungen und Verboransbedingungen, nach jeder Seite ihrer sozialen Ansonnungen geiffen und seelischen Herkunft und Erscheinung werden sie sojuzagen vom Staatsanwalt zum Verteidiger und so hin und her begutachtet, verworfen und gerechtfertigt. Nur der literarische Reiz muß es sich gefallen lassen, bloß auf seine endgültige Leistung, auf das, was die Mi- und Raabwelt nun einmal von ihm genie oder Tal n fordern zu müssen glaubt, geprüft und rubriziert zu werden. Wie unter welchen Umständen der Mensch arbeitete und lebte, wird meistens nur in biographischer Ergänzung beiläufig angemerkt oder es wird die „Nüchtern“ nüchtern angezigt, die das Schaffen nach seinen äußeren Bedingungen bei diesem und jenem wechselländerischen Dichter nahm. Was für ein äußerer Abstand und, wenn man will, welche innere Tragik tun sich auf bei einem Vergleich des sozial ungebundenen Heimatschloßes Goethe mit dem proletarischen Maurer-erschöpfung Hebbel und wie divergent streben aber auch die Linien der künstlerischen Entwicklung folgerichtig auseinander!

Man muß natürlich vom Standpunkt des absoluten künstlerischen Werturteils die dadurch bewirkte Mannig-

faltigkeit der dichterischen Individualitäten begründen. Etwas anderes ist jedoch die Frage, ob nicht aus jenem verchiedenen sozialer Meinungsbereich auch Unterschiede in rein qualitativer Beziehung hervorzuheben Unterchiede, die nach faulmeisterlicher Schärfe in ziffermäßigem Abstand zu benennen wären. Diese Frage scheint mir trotz aller Unklarheiten das schlechteste endgültig Kunstwerks unbedingte h-jast werden zu müssen. Denn wieviel Sorgfalt, Liebe und Geduld der Künstler an sein Werk zu wenden vermag hängt doch mehr als wir ahnen, von sozial bedingten Stimmungen, körperlichen Zuständen, kurzum von primären Einflüssen ab, wie jede alltägliche Arbeit. Hier war es vielleicht eine Arbeit auf Bestellung, die ohne inneren Antrieb, lediglich der Aussicht auf materielle Einkünfte wegen und zur Befriedigung der haderen Existenz vertrieht wurde, dort mag es ein von allen äußeren Einflüssen losgelöstes, in freier Schaffenslust gemordenes Werk gewesen sein das in sich selbst seinen ewigen Gotteslob trägt. Die literarurgische Fähigkeit kennt genug dieser „Gelegenheits“-Dichtungen, die ja konträr dem gotischen Sinne, oft auch ihren Ursprungsstempel an der Stirne tragen.

Natürlich darf die Parallele nicht so weit gezogen werden, daß man das Unvollkommene nun umbeugen mit dem Hinweis auf die wirtschaftliche Notlage des Künstlers zu entschuldigen bereit ist. Wo hohe Verantwortung mit strenger Selbstkritik sich paart, wird eher der Reiz zugrunde gehen wollen, als daß die Kunst um Gnade winkelt. Nichtschönwetter wird man heute mehr als jemals nicht nur den scheinbaren, nach außen wirkenden Bau eines jeden Kunstwerks zu prüfen haben sondern auch nach seinen unsichtbaren Fundamenten, seiner menschlich interessierenden Untermauerung forschen müssen.

Aber schon, indem wir die Forderung erheben, bedrückt uns die Frage: Wer wird und wer soll das tun? Wieviel wükten wir dem Leben eines literarischen Werkes und wieviel wissen wir selbst später von den persönlichen Entstehungsbedingungen und Umständen? Ist es doch gerade das Reichen höchster Kunst, daß der Meister hinter und in seinem Werke verwindet und alle Sorge, Mühe und Schaffensnot in den überlieferten Schwingungen ächten herannahen Gefühls sich verhaucht.

Und somit vollzieht sich eben doch wiederum wie feilher das unerlöliche Schicksal an dem Künstler, daß er in ein Werk für oder gegen ihn geht. Alles andere ist Reflektion, menschliche Stimme im graustamen Spiel des tosmischen Zufalls.

notwendig und Reparationen, sondern jede Verständigung...

Abg. Henning (D. V.) stellt fest, daß in der Ge-

Abg. Ledebour (S. L. F.) wirft dem Vordredner

Abg. Hofmann-Ludwig (Ztr.) warnt in seinem

Damit sind die Interpellationen erledigt. Der

Abg. v. Gräfe (D. V.) wendet sich an die Reichs-

Abg. v. Gräfe (D. V.) wendet sich an die Reichs-

Abg. v. Gräfe (D. V.) wendet sich an die Reichs-

Abg. v. Gräfe (D. V.) wendet sich an die Reichs-

Abg. v. Gräfe (D. V.) wendet sich an die Reichs-

Abg. v. Gräfe (D. V.) wendet sich an die Reichs-

Abg. v. Gräfe (D. V.) wendet sich an die Reichs-

Abg. v. Gräfe (D. V.) wendet sich an die Reichs-

Abg. v. Gräfe (D. V.) wendet sich an die Reichs-

Abg. v. Gräfe (D. V.) wendet sich an die Reichs-

Abg. v. Gräfe (D. V.) wendet sich an die Reichs-

Abg. v. Gräfe (D. V.) wendet sich an die Reichs-

Abg. v. Gräfe (D. V.) wendet sich an die Reichs-

Abg. v. Gräfe (D. V.) wendet sich an die Reichs-

Abg. v. Gräfe (D. V.) wendet sich an die Reichs-

Abg. v. Gräfe (D. V.) wendet sich an die Reichs-

Abg. v. Gräfe (D. V.) wendet sich an die Reichs-

Abg. v. Gräfe (D. V.) wendet sich an die Reichs-

Abg. v. Gräfe (D. V.) wendet sich an die Reichs-

Berichtigung der Lebenshaltungskosten um 1,7

Berlin, 23. Febr. In der Woche vom 16. bis 22.

Neues Stickstoffabkommen.

Die Badischen Anilinwerke haben nach

Ausland.

Die Franzosen graben alte deutsche Dokumente aus.

Paris, 23. Febr. Das französische Ministerium

Paris, 23. Febr. Das zweite Sachverständigen-

Der Matoffo-Prozess.

Madrid, 23. Febr. Die Anklage im Prozess

London, 23. Febr. Das zweite Sachverständigen-

wachung der deutschen Eisenbahnen im Rhein-

Die Chicago Tribune wissen will, werden die

Die Arbeit der Sachverständigen.

Paris, 23. Febr. Das erste Komitee hat gestern

Deutschland.

Regierungserklärung im Landtag von Thüringen.

Weimar, 23. Febr. In der gestrigen Sitzung

Eine junge katholische Dichterin.

Von Karl Weizsäcker.

Jergendwo über die Schwelle des Unterbewußtseins

Hochschulen.

Hochschulaufgaben an der Universität Freiburg i. Br.

Am 14. und 15. Februar fanden an der Universität

Am 14. und 15. Februar fanden an der Universität

Am 14. und 15. Februar fanden an der Universität

Am 14. und 15. Februar fanden an der Universität

Am 14. und 15. Februar fanden an der Universität

Am 14. und 15. Februar fanden an der Universität

Am 14. und 15. Februar fanden an der Universität

Am 14. und 15. Februar fanden an der Universität

Am 14. und 15. Februar fanden an der Universität

Bücherschau.

Die deutsche Dichtung der Gegenwart 1885-1923.

Blätter für den Familientisch

Der Mutter Vergiftmeinnicht.

Hand einst unter alten Büchern,
Ganz verstaubt und wurmdurchstossen,
Das Gebetbuch meiner Mutter,
So die Jahre schier vergessen.

Und ich nehm's gerührt zu Händen,
Denke längst entschuldiger Zeiten;
Welke Blüten, welche Blätter
Reis durch meine Finger gleiten.

Und Vergiftmeinnicht, die Blume,
Sind ich sorgsam an dem Fleck,
Wo ich manche zarte Spure
Bom Gebrauch des Buchs entdecke.

Und ich lese unter Tränen,
Wo die Blume still gelegen:
Tägliches Gebet der Mutter
Für ihr Kind um Gottes Segen."

Pater Timotheus Kranich D.S.B.

Die Lüge.

Von Heinrich Reiss.

Eines Nachts auf tiefdunklem Schlaf fuhr der Mensch empor von einem fremden Schwingen und Klängen im Raum. Und er sah einen Lichtschein silberglänzend um sich gebreitet, und irgendwoher, unsichtbar wie die Quelle dieses seltsamen unwirklichen Lichtes, tönte eine Stimme: „Hüte dich, Mensch, vor der Lüge, wenn sie dich antritt lockend und stolch im stützerbehangenen Kleid. Sie wird deine Seele auslöschen und an deinem Leib zehren wie Ausfall, daß du verachtet und gemieden bleibst, einsam unter den Deinen.“ Der Mensch erschauerte, und ängstlich die Augen schließend, trug er die geisterhafte Wahnuna der Nacht durch wirren Schlafschlummer in den neuen, sonnenblau leuchtenden Tag.

Und da geschah es, daß im fröhlichen Blinken und Glitzern des Lichtes die Lüge dem Menschen begegnete und ihn anah aus dunkel lockenden Augen. In dem Menschen aber wuchs Verlangen nach einem unbekannten Reich der Wunder, das sie ihm erschließen würde, das er tosend eroberte hinter ihrem irrischernden und verklärten Blick. Noch raunte in ihm die warnende Stimme der Nacht, aber hitziger flammte die Lust und Gier nach dem Neuen, Fremden, und wie zum Sobn sah er ein Räubeln flattern über die kalterkarrten, schmalroten Lippen der Lüge. Sie selbst vergessend, Warnung und Schicksal, gab er sich der Lüge preis.

Aus schwüllem Maul wuchs dumpf pochende Dual, Neue zerprete das Herz. Und dem Menschen schien, als sei die Sonne getrübt wie in ihm die unbefangene Fröhlichkeit des Lebens. Da Fremde ihn anschauen, glaubte er in ihren Mienen Spott oder Borwurf zu lesen, und Trost stand auf zur Abwehr. Und nächstens wieder, zwischen Zweifeln und Unrast, sah er das Silberlicht und hörte die mahnende Stimme. Bitterkeit erfüllte ihn, daß gegen ein Schicksal, das vor Unvermeidlichem warnte. Du hast der Lüge Einlass gegeben in dein Herz,“ klagte die Stimme; da wach der Mensch gornig ihr entgegen: „Ich bin der Lüge nicht begeben, mein Mund kennt sie so wenig wie mein Herz.“ Ein Ton ging durch das Zimmer wie von zerbrochenem Glas, mit einem Klitzern und Seufzern verlor die Stimme, erlosch das Licht. Und der Mensch, ratlos-verängstigt, erschauerte in dem schwarzen Dämonen.

Am Morgen fand er sich unlustig und verärgert aus auflösendem Traum zurück, und in sein Bewußtsein trat ein neues Gefühl des Leidens; sein Leib brannte, wunderrötet und überdeckt mit häßlichen Geschwüren. Grimmiger würgte ihn die Angst, aber trotziger und wilder schmol sein Horn auf und Bitternis verhärtete ihn im Schmerz. „Wirf deinen Blick über mich, häßliches Schicksal,“ höhnte er, „weil ich der Lüge Lodung folgte. Ohnmächtig soll deine Ruchstrafe von mir zurückschellen, solange meine Kraft unverletzt ist und mein Trost!“

Da er fortging, sich kummelnd zwischen den Scharen der Freunde und im breiten Kleiden des fröhlichen Sonnenanlages, trug er ein köstliches, von wöhrlichernden Essenien duftendes Gewand, das heides verhüllte, die Geschwüre seines Leibes und den Mangel seiner Seele. Und indem er mit aufgestörter Unruhe fürchtete, daß Wohlvertrouten sich von ihm abwendeten, seine Krankheit und Zerissenheit fühlend, eiferte er laut und prohlend: „Sch mich an, ob ich nicht schön bin wie ihr, rein und weis meine Haut und goldgestickt mein Kleid wie des Reichsten und Vornehmsten von Euch allen!“ Also prunkend mit falschem Glanz, rang er die geheimen Kesseln seiner Seele nieder und lärmte sich in die trunfene, errete Sicherheit der Täuschung. Und die Lüge von Stunde zu Stunde drang tiefer in sein Herz und nahm Besitz von seinem ganzen Wesen.

Wie nun die Lüge sein Blut ganz durchströmte und ihm häßlicher die Schwären der Falschheit und der Lüge aufbrachen überall am Leibe, schon die helle Haut der Wangen zerriß von Narben und eitrigen Wunden, die keine Schminke barg, wie ein Gestank von Künsten und Moder ihm anhaftete gleich Grabgeruch, da brach er nieder, aus dem Klammernwagen seines Stolzes schickmetert in tödlichem Sturz. Am Boden hinaufkruert, sein Haar zertrüffend, die Nägel in seine Brust vergraben, verflucht er wackelnd sein Los; und ihm zu Füßen, das arelle Lachen des Triumphs um die kalten, schmalroten Lippen, stand die Lüge.

Da raffte sich der Mensch empor, Verzweiflung beifchte ihn hinaus auf den Markt, ziellos irrend durch die Straßen, wo mitleidiger Hobn und arminigie Schadenfreude ihn umringten. Und hinter ihm, die Beifche lautend geschwungen, schritt die Lüge. Aber die anderen, die Freunde oder Fremden, sahen allein den Menschen, den kläglich Entstellten, den Jammernden und Zerissenen, und spotteten seiner oder warfen ihm hart und scharf ihre Verachtung entgegen. In ihm aber schallte die Dual und alles Menschenleid, wie in einem einzigen, ungebunden Schmerz der Krankheit, Häßlichkeit, des Abnehmens, der Reue und des Entlebens zusammenballt. Und schrill aufstöhnend aus Elendnot wuchs seine Klage himmelan: „Lebt in Weien dort jenseits des unerbittlich klaren, blauen Firmamentes, das mir Kunde gab im ich erlösenden Silberlicht und im mahnenden Ruf der einanen Nacht, das fühlte und leitete mit den Menschen, den Schwandend-Schwanden, die hilflos gehet Beute und der Müde und Verirungen, des Trostes und der Gier: So höre mich nun, allmächtiges, erdüberwältendes Sein! Tu ab von mir mit der Falschheit die Dual der Lüge um deiner Wahrheit willen!“ Und hoch emporgerichtet zwischen den vielen, die staumend standen wie vor einem Unerhörten, erhob er die Stimme zu gewaltigem Ruf: „Sch mich an, ihr Menschen meinergleichen! Ich schritt in Freude und Glanz dahin wie ihr, ich atmete der Sonne entgegen meine Sehnsucht und wartete des großen Wunders Tag um Tag. Ich gab der Lüge Eingang in mein allzuberetes Herz, und die Lüge ist Herrin über mich geworden, sie hat meinen Körper gemonnen und meine Seele. Eitrigie Geschwüre zerfressen meinen Leib, daß ich ein Ekel geworden bin den Geunden, und um mich ist Peinigeruch von faulendem Fleisch. Sch mich an, wie ich die letzte Hülle der Falschheit von mir niederwerfe, den Glanz und Wohlgeruch meines Kleides, leht den Trümmerrest von Fäulnis und sinkendem Nas, der einst ein Hofender war und Schicksaliger, ein Kind der Sonne, wie ihr alle!“

Er rief den Mantel von den Schultern und das Festtagsgewand, und sah wie ein seltsam erquickendes Gefühl der Befreiung kam es über ihn, da er mit weitgeschreiteten Armen stand hülsenlos, wie ein Todbereiter in reuenvoller Erwartung des tödlichen Schlages. Und alle, die ihn umgaben, verstumten, erariffen von einem Schauer und einem Ahnen ungeborenen Schicksals, und wie in einer Wolke silberia herflühen Lichtes sahen sie den Menschen — nackt und rein.

Der Staatsanwalt.

Stizze von Stefan Musjus.

„Glauben Sie nicht, meine Herren,“ sagte der Staatsanwalt und stieß die Hände von seiner Bize ab, „daß das Interesse an Steckbriefen genügt, um Staatsanwalt zu sein. Ich kann Ihnen, wenn es Sie interessiert, ein Erlebnis aus meiner Jugendzeit erzählen, das Ihnen beweisen wird, daß auch dieser neuzeitliche Denker, der Staatsanwalt nicht gegen empfindsame Seelenregungen gefeit ist, und mitunter den ganzen Vollbesitz seiner Nerven braucht, um über schwache Augenblicke Herr zu werden.“

Schon als junger Student der Rechte hatte ich die seltsame Angewohnheit, daß ich die Steckbriefe mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgte, besonders solche — ich will es ruhig gestehen — die mit einer Belohnung für Ergreifung des Verbrechers ausgestattet waren. Ich weiß nicht, unter welchem Zwang ich handelte, aber jede dieser Ausschreibungen erfüllte mich mit einer seltsamen Spannung, als wäre alle Wahrheitsfindlichkeit vorhanden, daß mir der Verfolgte in den nächsten vierundzwanzig Stunden in den Weg treten würde. Bieleicht war es dieselbe eigenwillige Spannung, mit der andere auf einen Lotterietreffer warten.

Mehrere auffallende Morde waren geschehen. Alle in kurzen Zwischenräumen und auf dieselbe schaudervolle Weise. Der ganze Stadtteil war in Aufregung, eine Belohnung von 10000 Mark ausgelegt. Mich griffen diese Morde in unerklärlicher Weise an. Fast als hätte ich mit ihnen in irgendeinem geheimnisvollen Zusammenhang, und als würde mir dieser eines Tages in entscheidender Weise klar werden. Wie im Fieber ging ich umher, ich hatte keine Ruhe zur Arbeit, ich qualte mich, ob ich wollte oder nicht, mit den Einzelheiten dieser Morde ab. Bald war man dem Mörder auf der Spur; das heißt, man hatte als mutmaßlichen Täter eine Person auffindig gemacht, die zufällig beim Ueberstreichen eines Plakates auf die photographische Platte gekommen war. Bald klebte also das Bild des Betreffenden an allen Mauern. Die näheren Particularien allerdings waren unbekannt.

Als ich das Bild zum erstenmale sah, fuhr ich zusammen. Ich kannte diese Lüge, diesen breiten Mund, diese vorstehenden Backenknochen, und vor allem diese tiefen, wie in einer Höhle liegenden kleinen Augen, die so auslachten, als wollten sie am liebsten in der Stirn verschwinden. Wo nur hatte ich dieses Gesicht gesehen? Mir schien, als hätte ich einmal eine erregte Auseinandersetzung mit diesem Mann gehabt, wobei ich vor diesen kleinen unzugänglichen Augen hatte kapitulieren müssen. Und mir war, als hätte ich damals vor mich hingemurmelt: „Du allem fähig, zu allem fähig.“ Aber ich konnte mich des Näheren nicht mehr entsinnen.

Nach las den Steckbrief durch. Da war etwas Seltsames gesagt: der Mann hatte die Gewohnheit, beim Sprechen die linke Hand nach außen herumzuwerfen, als schüfete er etwas von sich ab. Ich suchte, Genau diese Bewegung glaubte ich bei jener Unterredung wahrgenommen zu haben!

Blöblich wurde mir eines klar: die Unterredung lag noch nicht so sehr lange zurück. Und es handelte sich um eine geschäftliche Angelegenheit. Die Handbewegung hatte mir, wie mir schien, zu verriechen gegeben, daß weitere Worte keinen Zweck hatten. Sollte auch mein weiteres Nachsinnen keinen Zweck haben?

Ich betrachtete noch einmal das Bild. Dann schloß ich die Augen und vergegenwärtigte mir — Blöblich lief es mir kalt über den Rücken. Ich taumelte und legte mich. Ich hatte diesen Mann vor kurzem in meinem Zimmer gehabt. Er hatte ein Schloss ausgebeffert und einen ganz außerordentlich hohen Preis gefordert. Ich hatte ihm den, wenn auch nach Widerpruch, bezahlt. Und nun wußte ich auch seine Wohnung. Ich hatte ihn selber herangeholt. Freilich, jener Mann war glattrasiert gewesen, während der Verbrecher über und über bärtig war; jener hatte kurz geschorenes Haar gehabt, während dieser die Haare bis auf die Stirn hängen hatte. Aber die Augen, die Augen! Unmöglich, daß zwei Menschen solche Augen hätten!

Wie im Fieber griff ich zum Ueberzieher. Ich wollte dem nächsten besten Schutzmann die Adresse geben.

Als ich draußen war, fiel mein Auge sogleich wieder auf das rote Nordplakat. 10000 Mark stand in großen Lettern darüber, was ich fast schon vergessen hatte. Ich blieb betreten stehen. Ich war also im Begriff — mein Glück zu machen. Und doch stand ich wie festgewurzelt. Ein Schutzmann ging vorüber, ein zweiter, ich meldete mich nicht. Ich stand wie betäubt vor den 10000 Mark. Schwach dämmerte es mir auf, daß es meine Pflicht war, den Verbrecher anzuzeigen. Für 10000 Mark? Ich erohete es mir zurück. Wenn die 10000 Mark nicht wären! War es denn nicht möglich, darauf zu verzichten? Freilich wohl, aber die Tat war dann nur halb. Sie würde trotz allem mit einer Entschädigung enden. Und wenn der Verbrecher dann hingerichtet werden würde, würde sein letzter Gedanke nicht dem fluchen, der — Und wenn es auch nur der Fluch eines Verbrechers war! Hat nicht jeder Mensch eine furchtbare Macht, zu schaden? Auch wenn er nicht mehr am Leben ist? Ja, dann vielleicht erst recht! Können wir einen Menschen je vollständig begarben? Sind wir es nicht selber, die ihn immer wieder aufwachen und ihn mit uns herumwälzen, weil wir nicht vergessen können? Aber wenn er weitere Morde begeht, sprach es in mir, wenn jeder verlorene Tag ein neues Verbrechen bedeutet?

Mir drehten sich die Gedanken im Kreise. Mir war es, als lähe ich Blut fließen, und als stände ich dabei und könnte mich nicht rühren, und das Schredliche nicht abwenden. Was ich auch tun würde, ob ich schweigen oder sprechen würde, ich würde einen Toten auf meinem Lebenswege miterschleppen.

Ich war nicht mehr imstande, das Nordplakat länger zu ertragen. Ich schlug den Kragen des Ueberziehers hoch, ich drückte meinen Hut in die Stirn, ich zog den Kopf ein und eilte davon, wie von Teufelskräften verfolgt. Und immer heulte es hinter mir: „Mörder, Mörder!“

Blöblich horchte ich auf. Nieß es nicht wirklich: „Mörder!“

Schon blidete ich mich um. Vor mir, hinter mir liefen Rettungsjungen. Sie schwenkten ein Blatt in der Luft, wo etwas mit großen Buchstaben draufstand. Wie von einer plötzlichen Eingebung ergriffen, faufte ich ein Blatt. Ritzend faltete ich es auseinander und las — der Mörder war gefunden! Ich mußte mich zusammennehmen, daß ich nicht aufförte vor Erleichterung. Dann las ich aherig die Einzelheiten. Ich hatte mich nicht getäuscht. Es war der Mann, den ich in meinem Zimmer gehabt hatte.

Es dauerte einige Zeit, bis ich das Ereignis überwand. Und selbst heute noch — der Sprecher machte eine Pause und hülfte sich in eine Rauchwolke ein — fühle ich mich mitunter von allerlei Schatten befaßt, die ohne mich vielleicht noch am Leben wären...

Im Vergnügungsausschuß.

Humoreske von Hans Winter.

In jedem deutschen Städtchen, mag es noch so klein sein, befindet sich ein „Kaffee“. Auch bei uns daheim ist dies der Fall. Für gewöhnlich begnügen sich die Gesellschaftsmitglieder mit ausgiebigem Tafelreden, aber während der Soziation, so gegen Falschende, wird regelmäßig das Verlangen nach etwas Besonderem wach, das zumeist mit der Auführung einer Theateraufführung geknüpft wird. „Es ist eine wahre Schande, was für Stücke in unserem Kaffeehaus stets aufgeführt werden,“ jagte Gerichtsrat Berner. „Nur immer „Einen Zug Herd“ und ähnliche Sachen. Das müßte anders werden, wenn ich zum Vorsitzenden des Vergnügungsausschusses gewählt werden sollte.“

Herrn Doktor Berner ging alles nach Wunsch. Die Wahl fand statt und der Name Berner stieg, von der Wählerchaft mit der üblichen Begeisterung begrüßt, aus der Urne, die eigentlich der Papierkorb des Kaffeehausleiters war. Die Frau Apotheker, welche im selben Gebäude wohnte, wollte die Suppenterrinne zu diesem Zwecke nicht mehr herleihen, weil ihr das letztemal ein Ohr, das heißt ein Genkel abgebrochen worden war.

Die Wahl des aufzuführenden Theaterstückes verurichte Gerichtsrat Berner mehr Kopfzerbrechen, als er ursprünglich gedacht hatte. Bei dieser Gelegenheit fand er zum erstenmal, daß unsere Dichtersfürten eigentlich viel zu fruchtbar gewesen sind.

Daß aber nur ein ernstes, klassisches Stück in Frage kommen könne, hielt Doktor Berner, schon im Hinblick auf die gegenwärtige traurige Zeit, für nicht stehend.

„Wir wollen es mit „Camont“ probieren“, dachte Berner, und ließ durch ein Schreibfräulein die Rollen heraus schreiben, was ihm einen schönen Wolljumper für die junge Dame kostete, und außerdem ein Loch in seine Kassepauphale riß, denn es ging furchtbar viel Konzeppapier auf. Der Wiener Schulle befam die Funktionen des Theaterdieners aufzuehalten, was auch nur durch Verabreichung eines sehr Trankgelds bewerkstelligt werden konnte. Die Rollen für Camont, Herzog Alba und Oranien waren bald in festen Händen. Schwierigkeiten gab es nur bei Besetzung der Damenrollen. Ein dünnes Gesicht in der Rolle der Königin, machte ich die besetzte Regisseur zur Frau Gerichtspräsidentin auf den Weg, um sie zu bitten, die hier beharlich zu rüfkenmehlens Rolle von Märchens Mutter zu übernehmen. „Gnädigste, die langen Jahre, welche ich schon die Ehre habe, unter Ihrem Herrn Gemahl Dienst zu leisten, geben mir den Mut, zu bitten, diese Rolle mit Ihrer bewährten künstlerischen Auffassung in Ihre Obhut zu nehmen,“ leitete Berner seine nachstehende Rede ein, und legte das größere Geldstück vor die bereits hdenklich zum Emporpoint hineingende Dame. Da sie aber noch im Vorjahre die Naive mimte, so vertraute er sich nicht, ihr in die Augen zu sehen. „Aber, lieber Herr,“ erwiderte die Frau Gerichtspräsidentin und wendete den Kopf würdevoll gegen den zerfurcht dastehenden Rat, „wo denken Sie nur hin, ich würde meine gewöhnliche Natürlichkeit verlieren, wollte ich diese Rolle übernehmen.“ Aber Berner ließ nicht locker und bat nochmals eindringlich, ihm aus der Verlegenheit zu helfen, da „Camont“, falls Sie, die Künstlerin, die es mit jeder Veranschaulichung aufnehmen könnte, bei ihrer Wiederrückkehr nicht aufgeführt werden könnte. Und das wäre jammerschade. Die Frau Präsidentin blieb aber fest. „Versuchen Sie es doch mit der Frau Oberkommer“, stellte sie nach längerer Pause fort. Da aber diese um mindestens 15 Jahre jünger war als sie, verwarf unser Regisseur sofort im Stillen den Vorschlag, obwohl die erst jung verheiratete Geometerfrau vielleicht eher bereit gewesen wäre, das Opfer einer Mutterrolle zu bringen, als die tatsächlich mit zwei erwachsenen Töchtern geeignete Präsidentin.

„Der kann ich diese Rolle unmöglich anvertrauen,“ antwortete die Frau, entgegnete Doktor Berner, „der Effekt aller Szenen zwischen Camont und Märchen, beruht auf dem würdevollen Benehmen der Mutter,“ verurichte der Arme, schon wieder Abgemerkte, nochmals schmeichelnd einzunehmen. „Rachbar, ein längeres Reden hätte ihn um die Gung der Dame bringen können, und die Abneigung der Frau Gerichtspräsidentin spielte dann öfters auch auf das dienliche Gebiet über.“

Doktor Berner erwünschte im Herzen den ganzen Grafen Camont und zog sich zurück. In einer fast schlaflosen Nacht erschienen ihm Herzog Alba und Märchens Mutter, Arm in Arm, und verbrachten in eigener Person mißspielten zu dürfen. In der Frühe legte er sich hin und schrieb zerflücht Briefchen, daß „Camont“ Umstände halber nicht zur Auführung gelangen könnte und man es lieber mit „Maria Stuart“ versuchen sollte. Die Rollenverteilung wurde demnach bestimmt. Er hatte auf diese Weise die Frau Präsidentin dem Schoßte überantworten zu können, was er übrigens am liebsten de facto getan hätte. Schon in den nächsten Tagen war das Kassefräulein wieder mit dem Rollenstreifen beschäftigt, was ihr diesmal ein lauberes Sandstücken aus Laubler eintrug.

Das Martrium Doktor Berners strebte seinem Höhepunkte zu. Es war zum Verzweifeln, mit wenig Begeisterung und Singabe man bei der Sache war. Unser Regisseur hatte unausgeseht zu werden und sich bereits den Ruf eines unverbesserlichen Nörglers eingewirkt. Sollte er vordem Camont und den ganzen Abfall der Niederlande verurichten, so hätte er jetzt das gesamte Schicksal am liebsten auf dem Blockberge gesehen.

„Aber, verehrte Gnädigste, lassen ja die armoth Würde heute ganz vermessen,“ sagte er zur Zeit der Maria Stuart, die anstuf auf ihr Ständchen zu hören, der Frau Justizrat zuschüttelte, daß ihr neuer Hut ihr gar nicht zu Gesicht stehe. „Wille ich doch mehr in die Rolle hineinzuenden, Würde, mehr Würde, Sie sind ja eine königliche Witwe.“ „A propos Witwe,“ plachte ein junger Referendar plöblich heraus und wendete sich zu der gelanawelt drein schauenden Künstlerin, „meine Herrschaften, ich mache den Vorschlag, studieren wir anstatt Maria Stuart lieber „Die lustige Witwe“ ein.“ Ein Beschlussturm behohnte den Redner. Doktor Berner sah stöhnend auf eine Bank und hielt sich die Ohren zu.

Noch am selben Tage überreichte er seine Demission im Vergnügungsausschuße.

Rätsel.

Rätsel.

Mit B aus Lumpen man's gewann,
Mit W bequem man's tragen kann,
Mit H ist's schwarz als wie die Nacht,
Mit A gehört's zur Morantzeit.
Aufklärung folgt in der nächsten Nummer.

Auflösung des Silberrätsels.
1. Hazienda. 2. Christ. 3. Maria-Rauch. 4. Spatz.
5. Kapstücken.
Pomer — Athen — Jlas.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. H. A. Bergel.

Bezugspreis (Gebirg) 1.25 Mk., wofür 10 Bogen 12.50 Mk., wofür 25 Bogen 31.25 Mk.

62. Jahrgang

Das Ende

Von parlament...
Mit dem Abl...
die normale Ges...
Etna zwei Mona...
des Ernüchtigung...
Vollmachten aus...
will oder nicht, in...
tur hinausstag...

Der Reichstag...
über diesen Gang...
er ist ja letzten G...
mußte. Wenn nu...
offenbar ein Vor...
stiert wird, so wi...
allerdings auffall...
mögen dieser Reg...
schiedenen Vorgän...
sicheren müssen. A...
erträglich, welches...
Berührung der...
einer entscheidend...
Frage Stellung z...
jedemal eine Reg...
mal das Gefüge in...
schütteln drohte.

müssen, daß man...
pakten willen ent...
diesigen, die i...
Büchle schlagen u...
überließen. Die...
noch bevor. Aber...
gibt, die eine neu...
dieser doch mit a...
daß es das Volk f...
Verbindung wiede...
lustiger Abgeordn...
lassen. Mit der...
Mehrheit des gar...
daß jeder Veruch...
Kabinettskrise bei...
Mitteln bekämpft

Die jetzige Re...
die Hand nahm...
ihre Betätigung...
atmet werden kon...
darauf, für ihr B...
zu finden. Sie h...
gelegt, populär un...
populärkeit, mit...
uns in der Zeit de...
um den Beifall de...
der Lage ertreten...
Reichsregierung a...
Wochen Aufgaben...
erfüllt werden kon...
Ruhe und Ordnun...
nicht zuletzt dem...
im Inland und im...
wirklich ein Wille...
die Taten getrage...
lichtsbebewußthei...
zum Opfer. Es...
die die Regierung...
Rechte von Milli...
müssen, und wir...
diese Lasten und...
nehmen, namentlich...
Arbeiter usw. wo...
zeit ertragen wer...
und jedes darau...
jedem, wenn auch...
die Wahrung in...
mühten alle Int...
Sintergrund tret...

Es wird einmal...
des deutschen Vol...
die Weltentmachu...
politischen und...
in seiner Verfass...
spannte, um den...
Diese Epoche der...
Dinge noch gar n...
Zeugnis der Dp...
lichtsgefühls des...
seiner harten Kr...
vermag, wenn fi...
Elemente im Zeic...
sammenschließen.

Kriegsschul...
Aus einem Ed...
von Höhendort g...
die vom französi...
hohenen Anschul...
v. Conrad die M...
vierten Bande fe...
folgende Erklärung...
„Daß meine G...
Gegenseite durch...
zur tendenziösen...
werden würden.

Als wahre La...
vorturteilsfreien...
Oesterreich-Ungar...
eine gefährliche,

Als ein...
von Höhendort g...
die vom französi...
hohenen Anschul...
v. Conrad die M...
vierten Bande fe...
folgende Erklärung...
„Daß meine G...
Gegenseite durch...
zur tendenziösen...
werden würden.

Als wahre La...
vorturteilsfreien...
Oesterreich-Ungar...
eine gefährliche,

Als ein...
von Höhendort g...
die vom französi...
hohenen Anschul...
v. Conrad die M...
vierten Bande fe...
folgende Erklärung...
„Daß meine G...
Gegenseite durch...
zur tendenziösen...
werden würden.

Als wahre La...
vorturteilsfreien...
Oesterreich-Ungar...
eine gefährliche,

Als ein...
von Höhendort g...
die vom französi...
hohenen Anschul...
v. Conrad die M...
vierten Bande fe...
folgende Erklärung...
„Daß meine G...
Gegenseite durch...
zur tendenziösen...
werden würden.

Als wahre La...
vorturteilsfreien...
Oesterreich-Ungar...
eine gefährliche,

Als ein...
von Höhendort g...
die vom französi...
hohenen Anschul...
v. Conrad die M...
vierten Bande fe...
folgende Erklärung...
„Daß meine G...
Gegenseite durch...
zur tendenziösen...
werden würden.

Als wahre La...
vorturteilsfreien...
Oesterreich-Ungar...
eine gefährliche,

Als ein...
von Höhendort g...
die vom französi...
hohenen Anschul...
v. Conrad die M...
vierten Bande fe...
folgende Erklärung...
„Daß meine G...
Gegenseite durch...
zur tendenziösen...
werden würden.

Als wahre La...
vorturteilsfreien...
Oesterreich-Ungar...
eine gefährliche,